

Neue Bücher

Bericht

Glaube und Lebensbewältigung – Seelsorge und Therapie.

Die personalen Nöte der Gegenwart und Möglichkeiten der Hilfe.

Ein Literaturbericht, Teil 2 von Matthias Hugoth, Freiburg i. Br.

„Theologie als Therapie“¹ – kaum ein anderes Buch scheint sich aufgrund seines Titels nachdrücklicher für eine Rezension in diesem Literaturbericht zu empfehlen. Doch wer erwartet, hier würden in expliziter Weise „Glaube und Lebensbewältigung, Seelsorge und Therapie“ unmittelbar in Beziehung gesetzt und lebensnah, handlungsorientiert und in einer für die caritative und pastorale Arbeit leicht umsetzbaren Weise behandelt, der legt das Buch wahrscheinlich bald zur Seite: es dürfte ihm zu abstrakt sein und zu viel Denkmühe abverlangen. Doch die Denkmühe lohnt sich für den, dem es um die Klärung der sozial-pastoralen Praxis vorgängigen „humanitären Interessen“ geht und um die Frage, ob „die Theologie dem Menschen auch in gesundheitlicher Hinsicht beizustehen vermag“ (S. 10). Die Besinnung auf die rettende Selbstoffenbarung Gottes müßte, so Biser, „verkürzt beides sein: Theorie und Therapie“ (S. 11). Die jedoch in den letzten Jahrhunderten einseitig erfolgte Konstituierung der Theologie zu einer „rein szientifischen Disziplin“ ließ den „unmittelbaren Zusammenhang von Heil und Heilung und damit die therapeutische Zielsetzung des Religiösen“ (S. 12) aus dem Blick geraten. Angesichts dieser Fehlentwicklung fordert Biser deshalb: „Was bisher nur im Rahmen ihrer heilsgeschichtlichen Grundlegung und unter dem Gesichtspunkt eines speziellen Traktats verhandelt wurde, das Heil, verstanden als ‚soteriologische‘ Erscheinungsform der göttlichen Selbstmitteilung, müßte so in ihr Zentrum gerückt werden, daß sie bis in ihre Denkstrukturen hinein davon geprägt würde. Das ist mit dem Titel ‚Theologie als Therapie‘ gemeint“ (S. 15). – Biser beginnt seine Ausführungen mit einer Reflexion über den notwendig anstehenden „Kategorienwechsel“ (Kap. I, S. 19–57) – eine gelehrte und gedanklich dichte Abhandlung über die abendländische Geistesgeschichte unter Fragestellungen wie: Kann Denken heilen? Worin liegen die pathologischen Perspektiven, worin die therapeutischen Alternativen und Modelle von Philosophie und Theologie begründet? Sodann zeigt er „kollektive Krankheitsbilder“ im Denken und Forschen, in den gesellschaftlichen, weltanschaulichen, religiösen Bezügen, im Selbstentwurf und -vollzug des heutigen Menschen auf (Kap. II, S. 59–92). Zum Verlust wesentlicher Dimensionen (Kap. II, S. 93–115) führte die Auflösung der Verklammerung von Religion und Medizin – hinsichtlich der Medizin beschwor sie „die Gefahr der Selbstaufhebung der natur- und gottbezogenen Humanität“ (S. 98) herauf, hinsichtlich der Theologie bewirkte sie einen „Heilsverlust“: bei der Aufgabe, die göttliche Heilszuwendung unter den jeweiligen geschichtlichen Bedingungen zu interpretieren, trat „der theoretische Aspekt ihrer Aufgabe so sehr in den Vordergrund, daß die praktischen Implikationen darin förmlich untergingen“ (S. 99). „Auf die Fragen nach seinem zeitlichen und ewigen Dasein antwortet ihm“, d. h. dem suchenden Menschen, „die Theologie mit einem Ideengefüge, in dem sich zwar die Umrisse der menschlichen Gestalt, nicht jedoch sein individuelles Antlitz spiegelt. In einer modernen Ausdrucksweise konnte man auch sagen, das theologische System sei Ausdruck eines subtilen ‚Herrschaftswissens‘ aber

1 BISER, Eugen: *Theologie als Therapie*. Zur Wiedergewinnung einer verlorenen Dimension. Heidelberg 1985: Verlag für Medizin Fischer. 171 S., kart., DM 27,- (Medizin im Wandel)

nur in Teilbereichen auch eines ‚konkomitanten‘ Denkens, das auf die konkreten Existenzprobleme des Menschen eingeht und ihm das Gefühl eines kognitiven Anerkannt- und Angenommenseins vermittelt“ (S. 100). Biser sieht allerdings den „Prozeß der doktrinalen Verkürzung des Heilsbegriffs“ nicht auf die Theologie beschränkt, sondern „angesichts des traumatischen Charakters des zur Verselbständigung der Medizin führenden Differenzierungsprozesses (S. 115) im medizinischen Betrieb ähnlich unheilvoll im Gange. Notwendig ist deshalb eine „Selbsteilung des Arztes“ (Kap. IV, S. 117–135), die im Bewußtwerden der „strukturellen Gewalt“, die Methoden und Techniken über den Patienten ausüben (S. 128), liegt sowie in der Einsicht, „daß die vom Arzt verlangte Durchbrechung der Objektivität letztlich nicht nur anthropologisch, sondern religiös motiviert ist. „Es ist“, so deutet Biser recht idealtypisch, „die Hinordnung des ärztlichen Dienstes und mehr noch der von diesem Dienst geprägten Persönlichkeit auf den göttlichen Heilbringer, die den Arzt immer wieder dazu aufruft, aus der unvermeidlichen Funktionalität seines Tuns hervorzutreten, um dem von ihm betreuten Patienten – der Nächste zu sein“ (S. 131f.). – Die Frage nach dem Konzept einer „therapeutischen Theologie“, das „einer am Begriff des göttlichen Heils orientierten Medizin“ (?) korrelativ gegenüberstünde (S. 137), geht Biser im letzten Teil seines Buches an (Kap. V, S. 137–163). Das „der wissenschaftlichen Theologie noch immer anhaftende Heils-Defizit“ (S. 140) ist nur aufzuheben durch die Wiederentdeckung und Realisierung „Therapeutischer Impulse“: notwendig sind a) eine „Selbstkorrektur“ („... wenn der Glaube aus seinem intellektuellen Verständnis, in das er durch die ‚analysis fidei‘ abgedrängt und in dem er durch die neuscholastische Glaubenstheorie fixiert wurde, wieder auf seine biblische Grundkonzeption zurückgeführt und in seiner Gestalt als ‚Vertrauensglaube‘ wiederhergestellt würde“, (S. 141); b) Hilfen zur „Kontingenzbewältigung“ („Die praktische Handreichung, die eine therapeutische Theologie anzubieten hat, besteht somit in erster Linie in einer Anleitung zu jenem Gebet, das alle vordergründigen Heilserwartungen auf seine Grundintention hindurchstößt und sich als die durch den Glauben ermöglichte Abwehr der Verzweiflung begreift... Wer, angeleitet durch die therapeutische Theologie, so beten lernt, daß er dadurch Föhlung mit der unverbrüchlichen Gotteswirklichkeit gewinnt und sie als antworthafte Erfüllung seiner Sinnsuche begreift, hat die Not seiner Kontingenz auch schon mit dem Glück einer ihn zutiefst beruhigenden und stabilisierenden Geborgenheit vertauscht“, (S. 146f.); c) die „Annahme des Unannehmbaren“ („Was in der Auferstehung Christi definitiv ‚in Erscheinung‘ tritt, kann in der Lebensgeschichte eines Kranken auf vielfältige Weise ‚vorgeführt‘ werden: als Trost, als Beruhigung, als Bestätigung, vor allem aber als die Bewahrung vor der Urversuchung des kontingenten Menschseins, der Verzweiflung... Eine darauf abgestimmte ‚Diakonie‘ wird gerade den schwer und chronisch Kranken in immer neuen Sprachen klar zu machen haben, daß sie dem Herzen des Gottes, an den sich der Notschrei des Gekreuzigten richtete, am nächsten stehen und deshalb in einem letzten Sinn nicht alleingelassen sind... Und sie wird vor allem dazu führen müssen, ihr Leiden als die ihnen immer schon gegebene ‚leibhaftige‘ Antwort auf ihren Anruf zu begreifen“, S. 151f.); schließlich d) das „Pharmakon Hoffnung“ und e) das „heilende Wort“. – Biser versteht seine Ausführungen ausdrücklich als „Wiederannäherung“ (S. 164) der diastatisch auseinandergedrifteten Konstitutiva jeglicher Theologie: Theorie und Therapie; mit ihnen verfolgt er das Ziel, „die Dienstfunktion“ der Theologie „gegenüber dem leidenden Menschen und seiner exzessiven Hilfsbedürftigkeit unter Beweis zu stellen“ (ebd.). Der Nachweis ist mit plausibler Gedankenführung und Argumentationsfolge gelungen; die Ausdrucksweise – wie immer bei Biser – exzellent, doch auch komplex, theorielastig, manchmal vielleicht zu gelehrt – der Leser wird den Transfer der dargebotenen Befunde, Ideen und Optionen in die sozial-pastorale Praxis selbst leisten müssen. Das heißt jedoch nicht, daß Bisers Darlegungen, selbst dort, wo sie im Idealtypischen verbleiben, praxisirrelevant sind: der Autor leistet eine unabdingbare Denkarbeit für die Wiedergewinnung der ureigensten therapeutischen Dimension des christlichen Glaubens und seiner theologischen Durchdringung und Umsetzung. Sie sollte – deshalb hier diese ausführliche Besprechung – unbedingt aufgegriffen,

kritisch hinterfragt und fortgeführt, vor allem aber für die Praxis fruchtbar gemacht werden.

Ganz von der Praxis – Lebenspraxis, Alltagserfahrung, eigenem biographischen Werdegang – sind die in dem Band „Boden unter den Füßen hat keiner“ gesammelten Beiträge von Ulrich Bach bestimmt, dem inzwischen bekannten Diakonie-Theologen aus Betroffenheit.² Ihm geht es hier in seinen Aufsätzen, Referaten, Ansprachen und Bibelmeditationen weniger um eine systematisch-theologische Begründung diakonischer Praxis als vielmehr um eine Option: nachdrücklich fordert er eine solidarische Diakonie ein und ergreift eindeutig Partei für all jene, die von ihr betroffen sind – Hilfsbedürftige und Helfer. Diese jedoch sind nicht eindeutig identifizierbar, sobald das üblicherweise den helfenden Umgang bestimmende hierarchische Muster von oben–unten, stark–schwach, gesund–krank, behindert–nichtbehindert, gut–böse, Herr–Knecht aufgegeben wird. Bach zielt auf eine gleichrangige, paritätische Begegnung, auf das radikale Ernstmachen mit jenem Grundsatz christlicher Anthropologie, daß als Geschöpfe Gottes alle Menschen gleich, alle wertvoll, alle in Gottes Heilsplan vorgesehen, erlöst und geistbegabt sind. Dieser Grundsatz bleibt nicht abstrakt-theologischen Spekulationen anheimgestellt. Immer wieder zeigt Bach, als Rollstuhlfahrer und Seelsorger in einem Rehabilitationszentrum selbst betroffen, exemplarisch an der Situation behinderter Menschen in unserer Gesellschaft, in Kirche und Gemeinde, in Heim und Öffentlichkeit auf, was er konkret bedeutet. Unter den Gesichtspunkten Behinderte in Gesellschaft und Gemeinde (S. 9–46), Impulse aus dem Neuen Testament (S. 47–90), Kritische Anfragen (S. 91–132), Problemanzeigen (S. 133–192) und Perspektiven für heute und morgen – Die diakonische Kirche als Freiraum für uns alle (S. 198–218) geht er den Fragen auf den Grund: Wie verhalten sich Behindert-Sein und Mensch-Sein zueinander? Wie ist Gottes Heilswille im Blick auf Behinderte und Leidende überhaupt zu begreifen? Wie ist ihnen die christliche Botschaft – etwa von dem Wunderwirken Jesu – auszulegen? Wie müssen sich unser Denken und unsere Einstellung zu uns, dem anderen, dem Leben überhaupt ändern, damit zu der sozialen eine „weltanschauliche Rehabilitation“ möglich wird? Was ist wesentlich für die Seelsorge in der Rehabilitation? Welche Relevanz kommt dem paulinischen Leib-Christi-Modell für die Praxis der Diakonie in Verbänden und Gemeinden zu? Wie gelingen partnerschaftliche Hilfe und Chancengleichheit? Wie steht es um die Heirat Behinderter, welche Impulse bietet die biblische Botschaft zu Fragen der Sexualität behinderter Menschen? Bachs Ausführungen sind kritisch, parteiisch, idealistisch, doch konkret, lebensnah, handlungsweisend, stets aus der „gefährlichen Erinnerung“ der Geschichte Gottes mit dem Menschen mahend, ermutigend, streng und nachsichtig zugleich. Insgesamt: ein an-stößiges Buch.

Um einen sozial-pastoralen Dienst besonderer Art geht es in Walter Friedbergers „Brief-Pastoral“³. Der Autor greift hier zu einem früher gängigen Mittel personaler Seelsorge, um „dem Menschen auf eine Weise Frohe Botschaft zu geben, die er versteht und die seinem Leben dient“ (S. 7), um „Hoffnung zu mehren und die Freude am Leben zu ermöglichen und zu vertiefen“ (S. 8), um dem Menschen „Sehhilfen, Motivationen, Botschaften anzubieten, damit er jetzt das Leben noch besser anschaut und deutet und die richtige Richtung weitergeht“ (S. 33). Nach ausführlichen Darlegungen über Wesen, Sinn und Ziel einer Brief-Pastoral (S. 9–31) folgen zahlreiche Briefbeispiele, in Gruppen nach Anliegen geordnet, die jeweils durch eine „Reflexion“ hinsichtlich ihrer Intention, Wortwahl und spezifischen Schwierigkeiten kommentiert werden. Die Briefe wurden zu sehr unter-

2 BACH, Ulrich: *Boden unter den Füßen hat keiner*. Plädoyer für eine solidarische Diakonie. Göttingen 2., durchges. Aufl. 1986: Vandenhoeck und Ruprecht. 222 S., kart., DM 28,-

3 FRIEDBERGER, Walter: *Brief-Pastoral*. Ermutigungen und Modelle. München 1985: Don Bosco Verlag. 116 S., kart., DM 16,80

schiedlichen persönlichen und gemeindebezogenen Anlässen geschrieben, sie zeugen von dem pastoralen Eifer und der diakonischen Gesinnung des Autors und können gerade dadurch Ermutigung und Vorbild sein (trotz ihrer bisweilen sehr persönlichen Note), mit Briefen helfende Beziehung und zwischenmenschliche Begegnung zu gestalten.

Das Büchlein „Wirksam helfen“⁴ hat der Verf. „für Anfänger in den helfenden Berufen“ konzipiert, ohne sich „einer nur schwer verständlichen Fachsprache zu bedienen oder einer bestimmten therapeutischen Schule zu verpflichten“ (S. 30). Nach – allerdings sehr knappen – „Gedanken zur Ethik der helfenden Berufe“ (S. 9–11) erörtert er bündig und eingängig „Zielbestimmung“ (S. 12–16) und „therapeutische Haltung des Helfers (S. 17–29), ... um dann ausführlich den „Prozeß wirksamen Helfens“ darzustellen (S. 31–79). Überlegungen zur Supervision (S. 80–93) und zu „Strategien prozeßorientierter Gesprächsführung“ (S. 94–126) schließen den Band ab. Ein anschaulich und beherzt geschriebenes Lehrbüchlein, das mit Grundelementen helfender Beziehung vertraut macht, auf angenehme, einsichtige Weise Anleitungen vermittelt und komplexe Vorgänge einfach und klar darzustellen vermag – eine sinnvolle Schulung und zugleich eine Ermutigung nicht nur für professionelle Helfer.

Besprechungen

Orden – Spiritualität

KÄMPCHEN, Martin: *Überall lebt Franziskus*. Seine Brüder in den Weltreligionen. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1346. Freiburg 1987: Herder Verlag. 126 S., kt., DM 7,90.

Dieser Band der Taschenbücher von Herder bereichert die dort schon erschienenen Veröffentlichungen über nicht christliche Religionen mit einem wichtigen Beitrag.

Der Verfasser konzentriert seine Aufmerksamkeit auf einen Vergleich zwischen dem Ideal, das Franziskus in seinem Leben zu verwirklichen suchte und dem Ideal, das in den ordensähnlichen Gemeinschaften des Hinduismus, des frühen Buddhismus und Jinismus erstrebt wird.

Dabei bemüht er sich, das Gemeinsame, aber auch das Trennende deutlich zu machen. Franziskus darf nicht „hinduisiert“ werden, die hinduistischen Heiligen dürfen nicht „franziskanisiert“ werden. Die Betonung der Armut, des Bettelns, des Alleinseins, der Gottrunkenheit (Gottesnarrheit) finden sich hier wie dort. Doch sind es ganz verschiedene Wurzeln, aus denen jeweils der „Lebensstil“ erwächst. Für Franziskus ist die Welt Gottes Schöpfung und gut. Sie drängt Franziskus immer wieder, Gott zu loben. Bei den Mönchen und Nonnen der indischen Religionen ist die Welt von vornherein nichts wert. Armut bei Franz ist Verzicht auf alles, was ihn vom eigentlich Wesentlichen ablenken könnte; Armut bei den andern ist Preisgabe der Ichsucht, Unterdrückung des Lebensdurstes.

Konkrete Gestalt nimmt der Lebensstil der hinduistischen Religionen an z. B. bei den Jaina-Nonnen in Guyarat, in den religiösen Wandersängern, die von Dorf zu Dorf ziehen und dort ihre ekstatischen Lieder singen. Doch finden sich auch einzelne Personen, die als Verkörperung dieses Lebensstiles gelten können, z. B. Nag Mahasay (1846–1899), der seine Berufung darin sah zu zeigen, daß Heiligkeit selbst in der Familie überzeugend verwirklicht werden kann. „Gott dienen, indem man dem Menschen dient“. Zu nennen ist Mahatma Gandhi mit seiner Überzeugung, daß der Geist des Guten, d. h. das Göttliche in ihm stärker ist als die Macht des Bösen und der Zerstörung.

„Überall lebt Franziskus“. Für das Gespräch zwischen Christen und Nicht-Christen im Hinduismus ist das vorliegende Taschenbuch ein wertvoller Beitrag. E. Grunert

4 FRIES, Gerhard: *Wirksam helfen*. Eine Einführung in die psychosoziale Praxis. Weinheim 1985: Beltz Verlag. 128 S., kart., DM 16,80 (Beltz-Bibliothek; 120)